

aus attraktiv war (vgl. S. 105–107). Auch was die Hanse betrifft, zeigt sich ein sehr differenzierter Blick auf ein Nebeneinander verschiedener Sprachen, in dem auch das Lateinische als Verständigungssprache seinen Platz hat (vgl. S. 20, 109).

Reinhard Schneider hat sich der sehr undankbaren Aufgabe angenommen, nach etwas zu suchen, was kaum zu finden ist. Die Ergebnisse seiner durch Leerformeln, Redundanzen und Floskeln überfrachteten Studie, die einer gründlichen Überarbeitung bedurft hätte (vgl. etwa auch Doppelungen wie die zu Adam von Bremen, S. 83, 132), stellen dabei eine erste Vorverständigung dar und werfen weiterführende Fragen auf. Da Schneider aber die einzelnen Quellen, so auch die eingangs erwähnte Passage aus der ›Reinhardsbrunner Chronik‹ nie in ihren Kontext stellt oder des Näheren interpretiert (so übertrifft der Anmerkungsapparat der MGH an der entsprechenden Stelle Schneiders Darstellung), tut der Leser, der über eine beträchtliche Geduld verfügen muss, gut daran, das Buch immer wieder aus der Hand zu legen und sich der Überlieferung selbst zuzuwenden.

---

DOI 10.1515/bgsl-2014-0059

**Eckart Conrad Lutz:** *Schreiben, Bildung und Gespräch. Mediale Absichten bei Baudri de Bourgueil, Gervasius von Tilbury und Ulrich von Liechtenstein*, Berlin u. Boston: de Gruyter 2012, 349 S., 11 Abb. (Scriinium Friburgense 31)

Der Leser, der im Inhaltsverzeichnis dieser Publikation jeden der im Titel genannten Autoren in einem separaten Kapitel – de facto, einer separaten Studie – untergebracht sieht, mag sich nach dem inneren Zusammenhang dieser Monographie fragen: Was verbindet die Lyrik Baudris mit der Schriftstellerei des Gervasius für Otto IV. und mit dem Minnedienst Ulrichs? Was die anglonormannische Welt des 12. Jahrhunderts mit dem Herzogtum Österreich nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren? Eine einzige Gemeinsamkeit drängt sich vorerst auf, nämlich die Adressierung der Werke an einzelne Personen in einem Hof oder an einen höfischen Personenkreis. Die Fragestellung des Verfassers ist mit diesem Umstand eng verknüpft. Lutz geht davon aus, dass die Texte der drei Verfasser ›offene Texte‹ in dem Sinne sind, dass das Geschriebene nur ein Teil von dem eigentlichen Text darstellt, der sich darin und im anschließenden Gespräch der Rezipienten konstituiert. Beides, Schrift und Gespräch, sollten zur Bildung der Rezipienten beitragen. Unter diesem Gesichtspunkt werden das Carmen 134 Baudris (›Adelae comitissae‹), die ›Otia imperialia‹ des Gervasius und der ›Frauendienst‹ gelesen.

---

**Prof. Dr. Carmen Cardelle de Hartmann:** Universität Zürich, Mittellateinisches Seminar, Karl-Schmid-Strasse 4, CH-8006 Zürich, E-Mail: Cardelle@access.uzh.ch

In einem Eingangskapitel werden die zentralen Begriffe diskutiert. Dies geschieht nur kurz für den Begriff ›Gespräch‹, bei dem der Verfasser ein weites Verständnis (mündlicher Austausch) ansetzt. Die mittelalterlichen Gespräche sind für uns natürlich verloren, aber es ist möglich – und das ist das Ziel dieser Untersuchung – zu rekonstruieren, welche Unterhaltung im Text selbst vorausgesetzt oder angestrebt wird. Am ausgiebigsten wird der Begriff der Bildung erörtert. Hier setzt der Verfasser bei dem monastischen Verständnis von *informatio* an, den er an Texten von Petrus Damiani und Petrus von Blois herausarbeitet: *Informatio* ist mehr als ein Weitergeben von Inhalten, es ist eine innere Formung des Menschen, die ihn verändert und erneuert; sie ist nicht an den monastischen Stand gebunden, auch Laien sollen sich diesem Prozess der Erneuerung unterwerfen. Im Rahmen der monastischen Kultur findet der Bildungsprozess im mündlichen Austausch statt. Lutz knüpft an der Forschung von C. Stephen Jaeger an, der im 12. Jahrhundert einerseits die Verdrängung der personenorientierten monastischen Bildung durch den inhaltsorientierten Unterricht in den Kathedralschulen, andererseits ihre Erweiterung an neuen Personenkreisen, vor allem an Laien an den Höfen, beschreibt. In diesen Kreisen ist das unterweisende Gespräch mit der Vorstellung von Freundschaft als Liebe zur Tugend, die man in anderen erkennt, und als gemeinsames Streben nach Tugend verbunden.

Die erste Studie behandelt die Dichtung Baudris von Bourgueil und insbesondere sein wohl bekanntestes Gedicht, das Carmen 134. In diesem an Gräfin Adela von Blois gerichteten Briefgedicht beschreibt Baudri die Kammer (*thalamus*) der Gräfin: Die Wände sind mit Teppichen behangen, auf denen die Geschichte von Römern und Juden sowie die Eroberung Englands dargestellt sind; die Decke stellt den Himmel, der Boden den Erdenkreis dar; um das Bett sind Standbilder der Philosophie und der sieben Künste versammelt. Obwohl ein Bezug zur darstellenden Kunst grundsätzlich möglich ist (und im Fall des Teppichs von Bayeux mehrmals diskutiert wurde), steht der symbolische Aspekt dieser Beschreibung im Vordergrund, denn der Autor selbst verweist ausdrücklich auf ihren fiktionalen Charakter. Es liegt nahe, darin eine Darstellung des Wissens zu sehen, die in enger Beziehung mit der Gräfin stehen muss. Mary Carruthers hat daher eine wissensvermittelnde Funktion vermutet, wogegen allerdings die auffällige Lückenhaftigkeit des dargestellten Wissens spricht. Jean-Yves Tilliette betonte hingegen die verkürzte Form der Darstellung, die der Ergänzung durch den Rezipienten bedarf und deshalb den elitären Charakter dieses Wissens unterstreichen soll.

Lutz sieht darin eine Aufforderung zum Gespräch: Was hier ungesagt bleibt, sollte in einer Unterhaltung vervollständigt werden. Darauf weise der Schluss des Gedichtes, in dem der Verfasser die Versendung des Briefgedichts mit einem Boten, der es vortragen soll, ankündigt und sein persönliches Erscheinen anbietet, falls die Gräfin es wünscht. An diesem Gespräch sollen sich Gräfin und Autor

gleichermaßen beteiligen, worauf die Beschreibung der Medizin hinweise, bei der Baudri sein Unwissen zugibt und Adelas Kenntnisse anerkennt. Diese Interpretation gewinnt an Plausibilität durch die Heranziehung anderer Gedichte Baudris, in denen mehrmals sowohl das Rezitieren der Gedichte, die an Freunde geschickt werden, durch einen Boten oder durch den Dichter selbst als auch das anschließende Gespräch thematisiert werden. Insbesondere verweist Lutz auf das Gedichtpaar c. 200 und c. 201, zwei Briefgedichte – von Baudri an Constantia und von Constantia an Baudri –, in denen die allegorische Mythenauslegung thematisiert wird. Dabei spielt Baudri mit der Ambiguität seiner Dichtung und seiner freundschaftlich liebenden Beziehung zu Constantia. Die dargelegte integumentale Lehre wird dadurch zu einem Hinweis auf die eigene mehrschichtige poetische Praxis, die einer Auslegung bedarf. Das angestrebte Gespräch über die Dichtung soll, folgert Lutz, in einer Auslegung bestehen. Die Analyse von c. 134 verdeutlicht die Auffassung von Bildung als Veränderung des Geistes. Lutz unterstreicht, dass Baudri nur die darin beschriebenen Gegenstände als fiktiv bezeichnet, für sein Gedicht aber Wahrhaftigkeit in Anspruch nimmt. Seine Beschreibung könne erst in der Phantasie des Lesers oder Hörers vollständig werden, denn sie impliziert Bewegungen und Worte, die nicht zum Gegenstand gehören können. Das Gedicht setze dadurch einen Prozess im Gang, der den Geist des Rezipienten verändern soll, indem dieser die Beschreibungen nachbildet und neues Wissen im diskursiven Prozess des anschließenden Gesprächs entstehen lässt.

Der Rezipient und sein Wissen stehen im Mittelpunkt der Diskussion der ›Otia imperialia‹. Gervasius von Tilbury hat sein Werk Kaiser Otto IV. gewidmet, der am Hof seines Großvaters Heinrich II. von England erzogen wurde. Die ›Otia imperialia‹ gehören zu einer Gruppe von Texten wie der ›Policraticus‹ des Johannes von Salisbury oder ›De nugis curialium‹ von Walter Map, die manchmal *Nugae-curialium*-Literatur genannt werden, aber auch als Buntschriftstellerei für Höflinge beschrieben werden können. In diesen Werken werden unterschiedliche Themen behandelt, die das höfische Publikum interessieren können: Ereignisse aus der Geschichte, Anekdoten aus dem höfischen Kreis, kuriose Begebenheiten, ethische Fragen. Die ›Otia imperialia‹ sind in drei Teile gegliedert, von denen die zwei ersten vor allem geographische und historische Themen behandeln, während der dritte Teil der Schilderung von *mirabilia* gewidmet ist. Lutz zeichnet sorgfältig nach, wie das Wissen, das in den zwei ersten Teilen ausgebreitet wird, vom Autor strukturiert, in ein Gesamtbild integriert und immer in Bezug zu Otto gesetzt wird. Der dritte Teil soll in der Interpretation von Lutz zur Anwendung dieses Wissens anregen. Das Wundersame, das dort ausgebreitet wird, ist im Verständnis des Autors kein göttliches Wunder, das die Gesetze der Natur außer Kraft setzt, sondern ein Naturwunder, dessen Erklärung

sich uns entzieht. Immer wieder verweise Gervasius auf unterschiedliche Möglichkeiten, den Ursprung dieser Wunder zu erklären. In diesem Zusammenhang liest Lutz die Passagen, die sich auf König Artus beziehen. Gervasius verneine nicht ihre Fiktionalität, vermute aber einen historisch wahren Kern darin. Die Trennung von beiden kann Gegenstand einer Diskussion werden. Das Werk wird von einem Brief des Gervasius an den kaiserlichen Sekretär Johannes Marcus von Dorstadt abgeschlossen, in dem der Autor ihn um Vermittlung des Werkes bei dem Kaiser bittet. Lutz interpretiert dies als eine Bitte darum, den Text vorzutragen und ihn gegebenenfalls dem Kaiser zu erläutern. Die *mirabilia* sollen in diesem Rahmen zur Diskussion beitragen. In seinem Vorwort hat Gervasius zwei Rezipientenkreise im Blick: die *scientes* und die *scoli*. Lutz denkt an eine ähnliche Vermittlung an einen größeren Kreis am Hof, in dem die Gebildeten den Text für die weniger Wissenden vortragen und gegebenenfalls erläutern sollen. Diese Interpretation stützt er mit einem Blick auf einen späteren Autor, der sich auch an einen Kaiser richtet: Otto von Freising, der seine Chronik und die ›Gesta Friderici‹ seinem Neffen Barbarossa widmet. Auch er sieht eine Vermittlung an den Kaiser durch einen Hofkleriker vor, auch er wendet sich an zwei verschiedene Kreise von Rezipienten.

Die Inszenierung von verschiedenen Gesprächsformen im ›Frauendienst‹ ist gut bekannt. In der historischen und biographischen Situation, in der das Werk verfasst wurde, stellt es einerseits einen Rückblick Ulrichs von Liechtenstein auf die höfische Kultur, die er in seiner Jugend kennengelernt und gelebt hat, andererseits – so Lutz – soll es für die österreichische Adelsgesellschaft des Interregnum als Anleitung zu einer erneuerten höfischen Kultur dienen. In dem Bild, dass Ulrich im ›Frauendienst‹ entwirft, sind Dichtung und Gespräch eng miteinander verbunden: Die Lyrik entsteht aus den Gesprächen und die Gespräche entwickeln sich aus den Gedichten. Es ist eine Gesellschaft, die höfische Werte und lyrisches Wissen teilt und so in der Lage ist, auch obskure Verse zu deuten. Darin sieht Lutz eine ›Laienphilosophie‹ im weiten Sinne, verstanden als ein Wissen über das Leben und die Welt und eine Reflexion über den Umgang miteinander und die Gestaltung von Beziehungen.

Aus den drei Studien entsteht das Bild einer Rezipientengemeinschaft an Höfen, die in unterschiedlicher Weise – je nach Vorbildung – Literatur aufnehmen und verstehen kann und Literatur als Möglichkeit einer Formung des »Innenraumes« (S. 180), des eigenen Geistes, begreift. In den letzten Jahrzehnten sind die Themenkreise Dialog und Gespräch in verschiedenen Formen und Kontexten diskutiert worden. Lutz ist es gelungen, mit diesem Werk eine weitere Dimension zu eröffnen: das Gespräch als eine im Schreiben intendierte, abschließende Handlung der Rezipienten, die den Text zu seiner Vervollkommenheit bringen soll.